

Der württembergische „Primärkataster“

Ein als Geschichtsquelle kaum genutztes Vermessungswerk birgt überraschende Aussagen

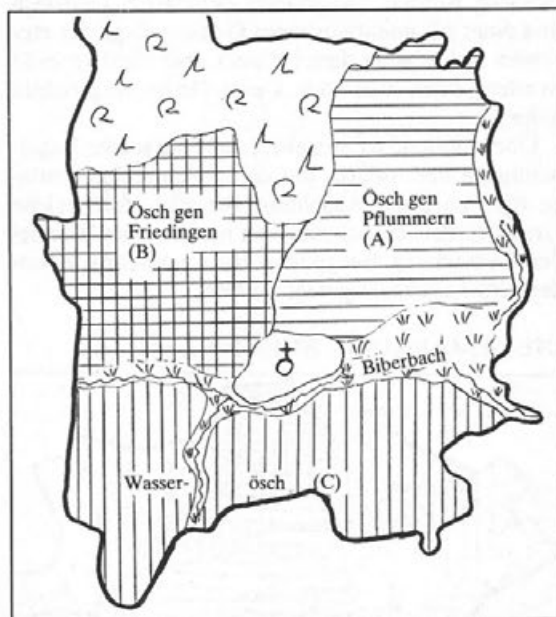
Von Karl Neidlinger, Riedlingen

Schon bald nachdem Oberschwaben im Gefolge der durch Napoleon hervorgerufenen Umwälzungen zu Württemberg gekommen war, wurde der neu erworbene Landesteil auch einer gründlichen Vermessung unterzogen. Es scheint so, als wollten die neuen Herren damals ganz besonders genau dokumentieren, was ihnen durch Napoleon da alles zugeschlagen worden war, denn diese Aktion wurde recht gründlich und zügig angegangen und schon Ende der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts abgeschlossen. Das Ergebnis dieser ersten vermessungstechnischen Erfassung des ganzen Landes ging unter dem Namen „Primärkataster“ in die württembergische Landesgeschichte ein.

Für viele oberschwäbische Dörfer und auch manche Stadt war dies überhaupt das erste Mal, daß die Ortslage und die Gemarkung vermessen und kartographisch dargestellt wurde; denn nur selten hatten die vorherigen Grundherren derartige Unternehmungen für ihr Gebiet durchgeführt. Schon deshalb, aber auch wegen der großen Genauigkeit und Ausführlichkeit der Angaben (das Kartenwerk wurde im Maßstab 1:2500 angelegt) haben die Grundbücher und Flurkarten des Primärkatasters eine hohe geschichtliche Bedeutung. Trotz dieser Tatsache und obgleich sie als Verwaltungsunterlage schon lange ausgedient haben, liegen sie noch immer bei den Vermessungsämtern, wo man sie auch einsehen kann.

Der Tübinger Professor Hans Jänichen hat als erster darauf aufmerksam gemacht, welche Rückschlüsse auf die Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte möglich sind, wenn man dieses Grundbuch als Geschichtsquelle interpretiert. Bei jedem Flurstück, das dort aufgeführt ist, ist nicht nur die Nutzungsart, die Größe und vieles andere angegeben, sondern bei Äckern auch die „Öschzugehörigkeit“. Für die Dreifelderwirtschaft war bekanntlich eine Dreiteilung der gesamten ackerbaulich genutzten Fläche notwendig. Diese drei Drittel der Gemarkung, die von allen Bauern gleichartig bebaut werden mußten, nannte man in Oberschwaben die drei „Ösche“ (anderswo auch „Zelgen“). Bis in die 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts war auch bei uns die aus dem Mittelalter herrührende Form der Dreifelderwirtschaft noch die übliche Bebauungsweise. Die damit zusammenhängende Öscheinteilung wurde deshalb auch im Primärkataster aufs genaueste beschrieben. Durch die Rekonstruktion dieser Ein-

DIE GEMARKUNG ANDELFINGEN (bei Riedlingen)



Zeichenerklärung: Ackerland
Ösch A
Ösch B
Ösch C
Wiesen
Wald

teilung, die nur mit dem Primärkataster und den dazugehörigen „Urnummernkarten“ möglich ist, lassen sich – so seltsam dies zunächst klingen mag – aber weit über die Wirtschaftsgeschichte eines Dorfes hinausgehende Schlüsse ziehen. Einige Beispiele aus dem ganzen Kreis Biberach sollen anschließend näher verdeutlichen, welche Erkenntnisse für die jeweilige Ortsgeschichte aus der Flureinteilung möglich sind.

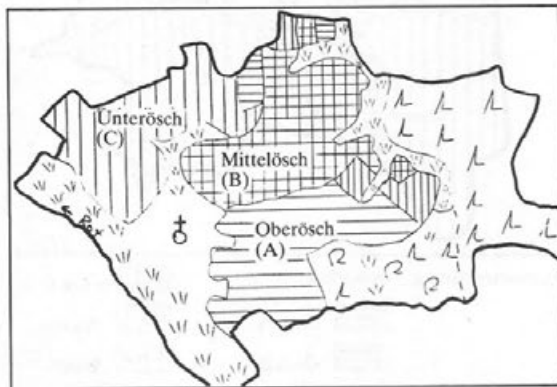
Das gesamte Ackerland der Gemeinde Andelfingen ist in drei große Blöcke eingeteilt, den Block A, das „Ösch gen Pflummern“, den Block B, das „Ösch gen Friedingen“, von A durch den Herdweg getrennt, der in den Gemeindewald auf dem Andelfinger Berg zieht und das Ösch C, das auf der anderen Seite des Biberbachs liegt und durch den von Heiligkreuztal herkommenden Soppenbach in zwei Teile gegliedert wird; deshalb wohl auch der Name „Wasserösch“.

Eine ähnliche Regelmäßigkeit der Anordnung erwartet man als das Übliche auch bei anderen Dörfern. Daß die drei Ösche sich in der Größe etwa

entsprechen, ist notwendig, um jedes Jahr in etwa gleich hohe Erträge bei den angebauten Getreidesorten zu haben. Daß es möglichst nur drei Blöcke sind, die im jährlichen Wechsel gleichartig besät bzw. der Brache überlassen werden, ist ebenfalls naheliegend. Denn durch die Dreifelderwirtschaft sollten nicht zuletzt die gegenseitigen Behinderungen bei Bestellung und Aberntung der Äcker vermindert werden. Angesichts fehlender Feldwege und einer oft unentwirrbaren Gemengelage der einzelnen Äcker wäre dieser Zweck aber nicht erreicht worden, wenn man viele kleine Ösche eingerichtet hätte.

Überraschend ist nun aber, daß eine solche Regelmäßigkeit der Anlage, wie sie bei Andelfingen zutage tritt, eher die Ausnahme darstellt. Auf welche Ursachen dies zurückzuführen ist, kann am Beispiel der Gemarkung Burgrieden (b. Laupheim) besonders anschaulich dargelegt werden.

DIE GEMARKUNG BURGRIEDEN



Zeichenerklärung: Ackerland	Ösch C
Ösch A	Wiesen
Ösch B	Wald

Auch bei Burgrieden fallen zunächst drei große, um das Dorf herum gelagerte Öschblöcke ins Auge. Der Primärkataster nennt sie Oberösch (A), Mittelösch (B) und Unterösch (C). 1526 hießen sie noch Ösch gen Rot, gen Bihlafingen und gen Holzheim. Überraschend und auf den ersten Blick sinnlos scheinen nun aber die Öschfetzen am nördlichen und östlichen Rand des Ackerlandes. Mit aus der Dreifelderwirtschaft herrührenden Notwendigkeiten sind sie nicht zu erklären; sie verkomplizieren diese eher. Auch von der Geographie her läßt sich keine Erklärung finden.

Wenn man aber die Flurnamen dieser Gegend betrachtet, wird deutlich, daß hier die Markung einer abgegangenen Siedlung übernommen wurde, deren Öscheinteilung man in etwa beibehielt: Ein großer Teil der Äcker in den kleinen Fetzen heißt

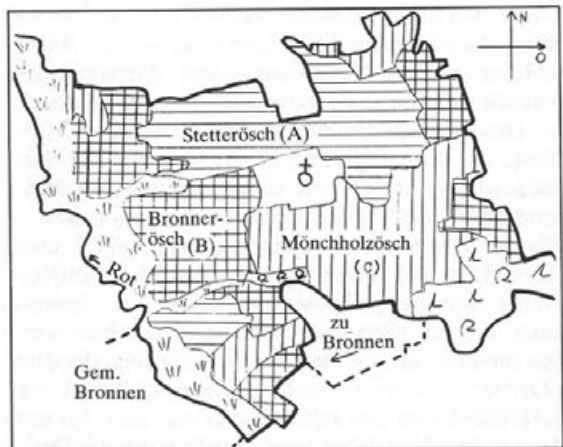
„Gattenheimer Acker“, es gibt einen „Brühl“ hier, ein Name, der sonst immer nur in Ortsnähe vorkommt, und der benachbarte Wald heißt bis heute „Gattenheim“ oder „Allerweltsgemeinde“. Auch andere benachbarte Gemeinden eigneten sich Teile der wüstgewordenen und wieder mit Wald bewachsenen Markung Gattenheim an, was dieser Flurname eher tadelnd zum Ausdruck bringt.

Die Öscheinteilung beweist also, was die Flurnamen andeuten, wofür es aber keinerlei urkundliche Belege gibt: Wahrscheinlich im Spätmittelalter, jedenfalls nach dem Aufkommen der Dreifelderwirtschaft, eigneten sich die Burgrieder Bauern die Wirtschaftsfläche eines ausgestorbenen oder von den Bewohnern verlassenen Weilers namens Gattenheim an. Deren größerer Teil war offensichtlich schon wieder mit Wald bewachsen, um den sich auch andere Gemeinden stritten.

Noch wesentlich komplizierter ist das Bild bei der benachbarten Gemeinde Oberholzheim. Man kann um das Dorf herum zwar drei geschlossene Öschblöcke erkennen: Das Stetterösch (A), das Brännerösch (B) und das Mönchholzös (C). Zu allen dreien gehören aber jeweils mehrere Fetzen z. T. in der entgegengesetzten Ecke der Gemarkung. Auch hier ist nirgends zu sehen, welchen Sinn diese Einteilung des Ackerlandes gehabt haben sollte. Wie in Burgrieden ist auch hier die Gemarkung weitgehend eben, bis auf die Halde und einige Seitentälchen zum Rottal hin. Auch die Bodenqualität gibt keinerlei Erklärungsmöglichkeiten.

Auch bei Oberholzheim schimmert in der Öscheinteilung noch die Tatsache durch, daß im Spätmittelalter die Wirtschaftsfläche mehrerer abgegangener Siedlungen übernommen wurde, wobei die

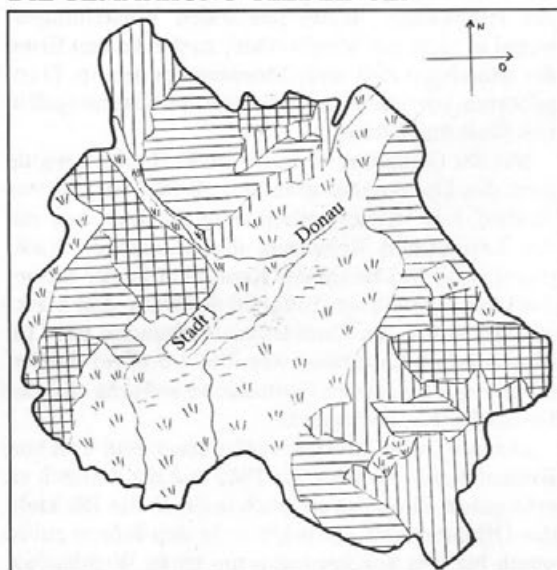
DIE GEMARKUNG OBERHOLZHEIM



Zeichenerklärung: Ackerland	Ösch C
Ösch A	Wiesen
Ösch B	Wald

alte Öscheinteilung aber beibehalten wurde. Für den südwestlichen Teil gibt es dafür sogar einen urkundlichen Beleg: Aus dem Jahr 1467 ist im Spitalarchiv Biberach eine Urkunde aufbewahrt, in der ein Streit zwischen den Gemeinden Oberholzheim und Bronnen um ein größeres Gebiet namens „Sallheim“ geschlichtet wird. Der südliche Teil der Gemarkung Oberholzheim heißt bis heute so; es sind dort drei Ösche zu erkennen und auch der damals Bronnen zugesprochene Teil tritt als „Exklave“ dieser Gemarkung klar hervor. Im Nordwesten scheinen sich Stetten und Oberholzheim die Fläche eines Dorfes namens Hinterweiler geteilt zu haben, denn die dort sichtbaren Unregelmäßigkeiten in der Öscheinteilung setzen sich auf Stettener Gemarkung fort. Die Öschfetzen am östlichen Rand der Gemarkung stammen zum Teil vielleicht noch von Gattenheim (s. Burgrieden), wahrscheinlich aber bestand hier noch eine weitere Siedlung, deren Name nicht mehr klar erkennbar ist.

DIE GEMARKUNG RIEDLINGEN



Zeichenerklärung:	Ackerland	Ösch C
	Ösch A	Wiesen
	Ösch B	Wald

Als Ergebnis kann also festgehalten werden, daß in der Wirtschaftsfläche des heutigen Oberholzheim mindestens zwei andere, im Spätmittelalter erst übernommene Gemarkungen stecken. Das Siedlungsbild im nördlichen Oberschwaben hat sich seit dem Mittelalter z. T. wesentlich verändert und die heutigen großen Haufendörfer sind meist das Ergebnis dieser spätmittelalterlichen Siedlungskonzentration.

Für die Entstehungsgeschichte der Stadt nicht uninteressante Schlüsse lassen sich aus der Öscheinteilung der Gemarkung Riedlingen ziehen. Der Primärkataster überliefert auch hier die Öschzugehörigkeit eines jeden Ackers, Namen gibt er allerdings nicht an für die drei Ösche, sondern numeriert sie einfach durch: Ösch A, Ösch B, Ösch C. Warum sich hier offensichtlich gar keine Namen bilden konnten, wird erst klar, wenn man die Karte insgesamt vor sich hat: In allen Himmelsrichtungen liegen von jedem der drei Ösche fast gleichgroße Teile. Zählt man nach, so kommt man bei A, B und C auf vier Teile, wenn auch z. T. recht unterschiedlich groß. Insgesamt sind die drei Ösche also auf 12 Plätze verteilt, ein Vielfaches von 3. Allein schon von daher drängt sich die Vermutung auf, daß diese Gemarkung aus vier ursprünglich selbständigen Wirtschaftsbereichen bestehen muß. Die Oberamtsbeschreibung Riedlingen überliefert auch die Namen von vier Dörfern in der Nachbarschaft Riedlingens, die im Spätmittelalter abgegangen sind und deren Wirtschaftsfläche die Stadt übernommen hat: Harthausen und Binhausen südlich der Donau und Ostheim und Zollhausen nördlich der Stadt. Daß diese Dörfer auf der heutigen Gemarkung Riedlingen gelegen haben, bezeugen auch einige noch heute gebräuchliche Flurnamen.

Damit bleibt aber für Riedlingen selber, für die Gründungsstadt des 13. Jahrhunderts, nur noch sehr wenig landwirtschaftlich nutzbare Ackerfläche mehr übrig, ebensowenig aber auch für das Dorf Riedlingen, an das sich die Stadtgründung angeschlossen haben soll. Mit Sicherheit kann deshalb gesagt werden, daß der Charakter der „Ackerbürgerstadt“, den Riedlingen bis weit ins 20. Jahrhundert behalten hat, nicht schon seit der Gründung gegeben war. Die Landwirtschaft kann damals nicht Haupterwerbszweig auch der Stadtbewohner gewesen sein, wie in der Oberamtsbeschreibung vermutet wird, denn sie hatten damals gar nicht die Fläche dazu. Riedlingen muß wie alle anderen Städte als reine Handwerker- und Kaufmannsiedlung gegründet worden sein. Erst in der spätmittelalterlichen Wüstungsphase, als benachbarte Dörfer ausstarben oder verlassen wurden, konnte sich die Stadt ein relativ großes landwirtschaftlich nutzbares Gebiet aneignen. Seit diesem Zeitpunkt war auch für die Stadtbewohner, die zum Teil wohl auch aus diesen Dörfern stammten, die Landwirtschaft zum dominierenden Erwerbszweig geworden.

Spekulation wäre es allerdings, wenn man mit diesem Befund nun die bisherige Theorie der Stadtentstehung Riedlingens umkehren wollte. Seit Viktor Ernst, der die maßgeblichen Teile der Oberamtsbeschreibung verfaßt hat, geht man davon aus, daß in der heutigen Weilervorstadt der dörfliche Vorläufer der Stadt Riedlingen steckt und die Stadt dane-

ben planmäßig angelegt wurde. Ausgehend von der Gemarkung könnte man die Weilervorstadt auch als später entstandene Vorstadt erklären und die Stadt als Gründung auf der grünen Wiese, ohne Vorgängersiedlung.

Natürlich steht diesen Spekulationen einiges entgegen, vor allem auch die frühe Nennung Riedlingens und die Frage des Namens der Stadt. Doch ist damit wohl ganz deutlich geworden, daß mit der scheinbar belanglosen Rekonstruktion der Öschein-

teilung neue Perspektiven, die weit über Fragen der Wirtschaftsgeschichte hinausgehen, gewonnen werden können.

Literatur:

Hans Jänichen: Markung und Allmende und die mittelalterlichen Wüstungsvorgänge im nördlichen Schwaben. In: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes. Kohlhammer, Stuttgart 1970, und in: Vorträge und Forschungen, Bd. 7, Thorbecke, Konstanz, Stuttgart.

Urban Ströbele, der erwählte und nicht bestätigte Bischof zu seinem 200. Geburtstag am 16. April 1981

Von Paul Kopf, Ludwigsburg

Die Geschichte kennt immer wieder Einbrüche, die einer Stunde Null gleichen. Daraus ergeben sich Möglichkeiten an Uraltes anzuknüpfen, aber auch die Chance eines völligen Neubeginns. Sie bergen aber auch die Gefahr in sich, eine Politik des Lavierens zu betreiben, deren Sinn oft sehr spät zu begreifen ist.

Das Zerschneiden der Reichskirche an der Schwelle zum 19. Jahrhundert erbrachte eine solche Stunde. Namen wie Karl Theodor von Dalberg, der Konstanzer Bischof und Ignaz Freiherr von Wessenberg, der Bistumsverweser stehen im schwäbischen Raum für diese Zeit.

Ein Stück weiter jedoch im kleineren Rahmen dieses Komplexes steht Urban Ströbele, der erwählte und nicht bestätigte Bischof von Rottenburg. Vor 200 Jahren am 16. April 1781 wurde er in Obermarchtal in der bodenständigen altschwäbischen Familie Ströbele geboren. Das Kind Johann Georg des klösterlichen Braumeisters erlebte noch einen Abglanz der großen Geschichte der heimatlichen Stätte von Wissenschaft und Bildung. Als Student und Professe mit dem klösterlichen Namen Urban, den er zeitlebens beibehielt, erfährt er den Gang zum schrecklichen Ende der heimatlichen Reichsabtei. Der Reichsdeputationshauptschluß von Regensburg, in dessen Gefolge der Fürst von Thurn und Taxis das Kloster Obermarchtal zu eigen bekam war schon vollzogen, als der Weihbischof von Konstanz am 18. Dezember 1803 dem Wunsche des letzten Reichsprälaten Friedrich II. nachkam und Urban Ströbele zum Priester weihte. Dieser wollte seiner Berufung treu bleiben, auch wenn seine Zukunft nicht mehr dem Kloster Marchtal gehören konnte. Stationen seines Wirkens wurden die Pfarreien Buchau am Federsee (1806–1819) und Riedlingen/

Donau (1819–1828). Neben der Seelsorge widmete sich der vielseitig interessierte Geistliche vor allem der Erforschung der heimatlichen Geschichte und der Publikation. Seiner pastoralen Vorstellungen, wobei er nicht zurückschreckte, zu den heißen Eisen der damaligen Zeit seine Meinung kundzutun. Dazu gehörten vor allem auch Fragen im Spannungsfeld von Staat und Kirche.

Mit der Gründung der Diözese Rottenburg wurde auch das Domkapitel installiert. Rottenburgs erster Bischof J. B. Keller ernannte in Abstimmung mit der Königlichen Regierung den Riedlinger Stadtpfarrer und Dekan auf das Kanonikat an der Kathedrale, womit die Tätigkeit des Dom- und Stadtpfarrers sowie des Stadtkans verbunden war. Im Bischöflichen Ordinariat war ihm vor allem die Bearbeitung einer neuen Gottesdienstordnung und des Gesangbuches übertragen.

Domkapitular Ströbele rückte nach dem Tod von Bischof Keller im Oktober 1845 und die dadurch zu erfolgende Bischofswahl noch mehr in das Blickfeld der Öffentlichkeit, nachdem er in den Jahren zuvor schon bei den Sondierungen um einen Weihbischof zur Diskussion stand, was allerdings bei der römischen Kurie auf keine Gegenliebe stieß.

Die Bischofswahl des Jahres 1846 wurde dem Anhänger des Konstanzer Bistumsverwesers Wessenberg zum Schicksal, denn er wurde der gewählte, aber nicht bestätigte Bischof von Rottenburg. In einem langen Verfahren wurde die Angelegenheit in Rom geprüft, wobei der päpstlichen Nuntiatur in München eine entscheidende Rolle zufiel. Sie scheint ihre Argumente gegen den Erwählten hauptsächlich aus den Informationen genommen zu haben, die der 36jährige Tübinger Professor und spätere dritte Bischof von Rottenburg Carl Joseph Hefele, bereitwillig ihr zukommen ließ. Dieser gibt in seinem Schreiben, in dem er auch den verstorbenen